

SISYPHUS

Simon Konttas, geb. 1984 in Helsinki, lebt und arbeitet in Wien und Baden. Er wuchs dreisprachig (finnisch, serbisch, deutsch) auf und arbeitete u. a. in Finnland im Gemeindedienst und in Österreich als Universitätsassistent, Sekretär, Büchereibediensteter und Religionslehrer. Konttas schreibt Romane, Erzählungen, Novellen, Gedichte und lyrische Zyklen. Etliche seiner Arbeiten erschienen in österreichischen Literaturzeitschriften. Bei Sisyphus liegt von ihm »Mit jedem Zug« (Erzählungen, 2009) und »Presto Agitato« (6 Sonettenkränze, mit Linoldrucken von Jelica Konttas, 2011) vor.

Simon Konttas

Mit Unterstützung des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und
Kultur, der Stadt Wien und des Landes Niederösterreich

© Sisyphus und Simon Konttas, 2014

www.sisyphus.at

Buchgestaltung: Walter Franz Oberhauser
Linoldruck auf dem Cover von Jelica Konttas

ISBN 978-3-901960-74-1

EURO 12,80

Simon Konttas

Die Verdunkelung

Zwei Novellen



SISYPHUS

Die Verdunkelung

9

Die Gartenfeier

77

Die Verdunkelung

Was blutet dort am Horizont?
Es ist die Sonne, die sinkt.
Und bald hebt der alte Mond
Seinen Strahl, mit dem er winkt

Trostlos diesem Tag: leb wohl!
Die Nacht ist lang, das Feld ist weit,
Der Fluss ist tief und hohl
Klingt's Echo deiner Einsamkeit.

Das Blut gerinnt und eine Narbe
Bleibt zurück am Waldessaum.
Tot ist diese schwarze Farbe
Einer Nacht im langen Traum.

I

Zwischen der sich windenden, dem Lauf des Flusses folgenden Landstraße und der geraden, in die nächste Stadt führenden Hauptstraße lag das Dorf; in einem Landesteil, der als Nordland bezeichnet wird. Bis hin zu den die Felder außerhalb des Dorfes begrenzenden Wäldern hatte der Betrachter freie Sicht, die an der unbestimmten Linie des Horizonts abglitt. Fuhr man auf der Landstraße, hatte man zuweilen eine über mehrere Feldparzellen reichende Fernsicht auf einen Punkt in der Ferne, eine Scheuer, einen Heuschober oder eine alte Kate. Wollte man über die Landstraße ins Dorf gelangen, musste man

bald nach der neuen Kirche, einem massiven Ziegelbau, nach rechts abbiegen. Hier war der Fluss breit und wurde gestaut. Oft standen Spaziergänger oder Läufer an der Brüstung der Brücke und schauten den Fischern zu, die stundenlang an den Ufern standen; mit ihren hohen Gummistiefeln halb im Wasser, manche mit einer Pfeife im Mund, andere mit Hüten, die weite Krempen hatten. Im Sommer, wenn die Sonne bis in die Nacht hinein schien, verfärbte sich der Himmel und ließ bald ein bleiernes, bald eine Handvoll gelben Lichts bis weit hinab an den Saum des Horizonts zurück; es sah so aus, als wollte die Sonne ihr eigenes Licht aufhalten. Dieses Sommernachtslicht wirkte wie ein öliges Dunsten. Es war hell, aber in dieser Gegend irgendwie andersartig. Fast so, als hätte es gerne eine fröhlichere Farbe angenommen, ohne es zu können. Es blieb in dieser Bemühung stecken, schien pflichtgemäß herab, ließ aber etwas zu wünschen übrig, sodass man oft blinzeln musste und meinte, eine Wolke würde sich bald verziehen und dann schiene das Licht voller; aber es zeigten sich keine Wolken. Es war schlechterdings die Beschaffenheit dieses Lichts: gelb und doch nicht gänzlich gelb, in der Ferne schwer und doch, vor allem, wenn man in den Fluss blickte, leicht. Die Fischer störte das nicht. Nur dem Fußgänger konnte das bisweilen auffallen.

Nach der Brücke stand rechts ein gelb-weißes Steinhaus mit verriegelten Fenstern; es war die ehemalige Bücherei, für die man weiter vorne, wenn man dieselbe Straße bis zur Hauptstraße fuhr, ein neues, modernes Gebäude errichtet hatte.

Linkerhand befand sich ein flaches, gelb gestrichenes Holzhaus, auf dem in blauen Lettern noch zu lesen war, welche Aufgabe es vor Jahrzehnten erfüllt hatte: Kaufladen. Auch dieses Gebäude war leer und aufgelassen, mitten in einem

abschüssig gelegenen betonierten Parkplatz, auf dem stets ein, zwei Wagen standen, wobei einer davon zumeist in irgendeiner Form ramponiert war. Einige Männer standen dann um die Wagen herum, tranken Bier und steckten ihre Köpfe unter die Motorhauben.

Anschließend kam eine Kreuzung. Bog man nach links ab, begab man sich in ein weitflächig schütter bebautes Wohngebiet. Rechts war der Dorfkern; ein graues, flaches Verwaltungsgebäude, eine Apotheke, ein Gasthaus, ein Supermarkt, ein Museum, auf dessen Rasenvorplatz Panzergeschütze standen; weiter vorne einige Abzweigungen mehr: ein Wohnareal, ein Kirchplatz mit einer mittelalterlichen Kirche, davor ein Feld, das bei den sommerlichen Kirchtagen als Parkplatz für die aus allen Richtungen anreisenden Schaulustigen verwendet wurde; die Straße wand sich weiter, wurde schmaler und wurde dann irgendwann zur Hauptstraße, die flach, gerade und zielstrebig durch die bewaldete und von großen Feldern durchbrochene Landschaft in die Küstenstadt führte.

Blieb man aber auf der durch die Brücke beschriebenen Straße, passierte man bald einen großen Sportplatz, auf dem immer gespielt und geübt und geprobt wurde. Dem Sportplatz gegenüber befanden sich eine Tankstelle und eine Bank; ebenso ein kleines Kaffeehaus mit Stühlen im Freien. Am Ende des Sportplatzes, kurz vor einer weiteren Kreuzung nach links, lag das Postbüro mit angrenzendem kleinen Hallenbad. Von dort führte eine Feldstraße durch einige Quergassen auf den Kirchplatz mit dem Feld.

Die zweite Kreuzung nach links auf der durch die Brücke gebildeten Dorfstraße mündete in ein Wohngebiet; vierstöckige Ziegelhochhäuser mit Flachgaragen und einem Spielplatz

davor. Im ersten dieser Häuser, das man von der Straße aus sehen konnte, wohnte die Frau im zweiten Stock. Von ihrem Küchenfenster aus sah man den Spielplatz, links die Garagen. Ihr großes rotes Auto, viel zu groß für ihre kleine Gestalt, stand dort, glänzende Lichtflecken werfend. Auch die Reifen, die so oft durch morastige Pfade glitten, glänzten. Hier tat sich eine an gespannte Bereitschaft gemahnende Gründlichkeit kund. Ein Wunsch, die Dinge ernst zu nehmen, ein Gefühl für Pflicht wie man es nur hier, im Norden, kannte, begleitet von der durch tadellose Zeitplanung rhythmisierten Arbeitsamkeit; ein ehernes Gefühl für die unbedingte Untrennbarkeit von Abläufen, deren jeder seine Zeit hat, die zu verpassen nicht anging. Die Sommer waren kurz, die Winter lang, die Landschaft flach; die Menschen wussten und sahen es, unweigerlich, und zogen innerlich daraus die einzig mögliche Konsequenz: die der entschiedenen Überlegenheit der Ordnung und Pflicht über alle Dinge. Wenn der Fischer am Ufer seine Pfeife rauchte, so war das ebenso ordnungsgemäß, wie sein Auto zu pflegen, früh aufzustehen und die Zeit nicht ungenützt verstreichen zu lassen. Man konnte und durfte nichts verschwenden; es mussten Vorräte angelegt werden, nicht allein handfeste im engeren Sinne, sondern auch zeitliche Vorräte und vergeistigte Vorräte; zu welchen auch das durch Arbeit erwirtschaftete Geld gehörte, das dort geistig war, wo sein Vorhandensein den Geist beruhigte. Im steten Wechsel unsteter Zustände bedurfte es der Beruhigung. Man war nicht geizig im landläufigen Sinn, hatte nicht mehr Acht aufs Geld als anderswo, schätzte aber die Qualität der Beruhigung, die das Geld zweifelsohne haben kann und die seine gute Seite ist. Deshalb auch wollte und musste man es sich zulegen; wäre es aber anders gegangen, so ganz ohne

Geld, die Menschen hätten wohl nicht gezögert, sich dieses andere einzuverleiben, es zu vereinnahmen, vielleicht also so zu leben, wie ihre Vorfahren gelebt hatten, beruhigt von etwas anderem als dem Geld, von einer der Natur zugehörigen und von ihr ausgestrahlten Gewissheit für die Dinge der Welt und des Waldes. Aber man war nicht nur ein pflichtbewusstes Volk, sondern auch modern. Die neue Bücherei musste es bestätigen: ein flacher, komplexer Glas- und Steinbau, der von außen gesehen trostlos wirkte im Rahmen der Felder, der weiten, sich selbst im unendlichen Blickpunkt überschlagenden Landschaft, der innen aber eine gelblich tröstende Wärme ausstrahlte; die hellbraunen Schäfte, die Ruhe (man nahm Rücksicht aufeinander), das Deckenlicht, die modernen Wandteppiche, die gepolsterten Stühle. Man merkte: Ein fleißiges, aber auch auf den Wohlsinn bedachtes Volk wohnte hier; absonderlich, sich selbst teilweise fremd, in der Abgeschlossenheit auf der Suche nach zeitgemäßem Unterstand für die bald warmen, bald kalten Gedanken, die es hegte.

Sie also wohnte in dieser Wohnung, allein; so wie sie immer schon allein gelebt hatte, unerschütterlich. Unter ihr wohnte ein alter Mann mit seiner Frau; über ihr eine alte Dame, die beruflich etwas mit Geschichte zu tun gehabt hatte, sie wusste es nicht genau; man kannte einander nur vom Grüßen auf dem Korridor und von da nur flüchtig. Sie lebte in dieser für sie viel zu großen Wohnung mit drei Zimmern, zwei Schlafzimmern und einem großen Wohnzimmer, auf dessen weichem, kaum eingedrücktem Sofa sie allerlei persönliche Kleinode abgelegt und aufgereiht hatte; auch Bücher lagen dort, ein Haarfön; auf einem Wohnzimmertischchen kreuzten sich zwei Fernbedienungen und zeigten auf ein Regal, in dem mehr

Schmuckstücke und Mitbringsel standen als Bücher. Ein dickes, mit dunkelviolettem Rückenband gefestigtes Werk stand dort: ihre Abschlussarbeit der Universität, seit dem Augenblick ihrer Einstellung in dieses Regal unbeachtet.

Sie ging soeben von der Küche ins Badezimmer und ließ die Tür offen stehen. Sie musste sich schnell frisch machen und zur Arbeit gehen; ihr festes Haar kämmte sie ruckartig. Der Kamm zerrte und riss ganze Haarbüschel mit. Dann putzte sie sich die Zähne, blickte dabei unentwegt in den Spiegel, starrte in ihre sich weitenden Augen, die, von den stoßenden Bewegung verunsichert, sich unablässig selber suchen mussten. Die Paste tropfte ins Waschbecken, eine Verzögerung, die sie zu beunruhigen begann; sie hatte kaum noch Zeit, wenn sie rechtzeitig ins Büro kommen wollte; sie musste noch, so rasch es ging, die Wanne mit Wasser füllen, wie ihre Mutter es gerne hatte, und die Flecken aus dem Waschbecken entfernen. Der Wasserstrahl – viel zu hart für ihren Körper, wäre sie unter ihm gestanden – schoss in die Wanne und ließ einen Sprühregen entstehen. Schnell regulierte sie den Druck, indem sie sich nach vor beugte, ging hinaus, merkte jedoch, dass sie vergessen hatte, den Stöpsel einzusetzen. Sie musste schnell sein, wollte sie nicht nass werden. Die Bluse, die sie eben angezogen hatte, wieder abzulegen, schien ihr zu zeitraubend, also überlegte sie eine Weile wie eine Katze, die, bevor sie springt, ihr Ziel fixiert, drückte den schwarzen Verschluss in die Wanne und ließ diese langsam volllaufen. Jetzt fehlten nur noch der Rock und die Brille. Der Rock lag auf einem hellbraunen Holzschemel, fein säuberlich gefaltet. Sie zog ihn an und hielt sich dabei am Waschbecken fest. Die Reste der Zahnpaste waren immer noch viel zu deutlich erkennbar; also ließ sie auch hier

Entschiedenheit walten, riss ein Stück Toilettenpapier von der Rolle ab und schrubbte. Dann warf sie das Papier in einen schon bis an den Rand gefüllten Mistkübel und verließ das Badezimmer. Es fehlten nur noch die Socken. Diese zog sie sich im Wohnzimmer an, schloss ein gekipptes Fenster und eilte in eines der beiden Schlafzimmer, um nach etwas zu suchen. Sie vergaß aber, worum es sich dabei handelte, fuhr sich an die Stirn und fühlte, wie Schweiß ihr den Haaransatz nässte. Der Wasserstrahl wurde dumpfer; sie wusste nicht mehr, wonach sie gesucht haben könnte und dachte an etwas anderes. Die Mutter würde gegen halb sechs Uhr am Bahnhof ankommen; eine halbe Stunde würde es dauern, mit dem Auto hinzufahren; außerdem hatte sie der Mutter versprochen, die Frau in der Kate zu besuchen.

Sie lief ins Badezimmer, stellte den Wasserhahn ab. Jetzt fiel es ihr ein: das Reinigungsmittel. Sofort begab sie sich in den Flur, entnahm einem der obersten Regale im ersten Kasten das Mittel und stellte es auf den Holzschemel im Badezimmer. Ihr Haar sah sie im Vorbeigehen im Spiegel aufleuchten. Sie blickte zur Deckenlampe, zu dieser lose von der Decke hängenden Glühbirne, und erinnerte sich an das, was sie gestern Abend gedacht hatte: an jene Frau im Fernsehen, die von mit Perlmutter veredelten Fingernägeln, von mit Karmin geschmückten Lippen und Lidern sprach, auf die sie Moschus aufgetragen hatte; sie dachte daran und wie all der Zierrat in diesem Licht aussähe. Ein Übelkeitsgefühl überkam sie, als sie die Badezimmertür halb schloss und in die Straßenschuhe schlüpfte, die wie immer vor dem Kasten im Eingangsbereich standen, erwartungsvoll, jetzt nur ein wenig verschoben, von der halb geöffneten Kastentür nach vorne gestupst.

II

Ein unverhältnismäßig gepanzertes Reptil mit kleinem Kopf hätte nicht eigentümlicher aussehen können als sie in ihrem Wagen. Sie verschwand förmlich angesichts der sie umgebenden Technik und erweckte den Eindruck eines Fremdkörpers darin, der alle nur erdenklichen Kräfte aufwenden muss, um sie in ihre Gewalt zu bringen.

Sie fuhr langsam, obschon selten reger Verkehr auf den Straßen herrschte. Sie blickte oft nach rechts, dann nach links, streckte sich vor, reckte den Hals und wenn sie beschleunigte, sah sie starr geradeaus, als ob sie der von der Seite kommenden Gefahr trotzen könnte, wenn sie nur entschlossen genug blickte. Bald erreichte sie die von der Brücke ausgehende Dorfstraße; das Postamt mit dem kleinen Hallenbad lag links; es befanden sich schon Läufer auf dem noch taunassen Gras des Sportplatzes; Turner vollzogen ihre Dehnübungen, ein Rasenmäher ratterte irgendwo. Es kamen ihr an diesem Morgen gleich zwei Traktoren entgegen, der eine beladen mit Reisig und Abfall, der andere mit großen Baumstämmen. Sie musste sich stets mit dem immer gleichen mulmigen Gefühl abfinden, wenn sich diese großen Maschinen ihr näherten. Sie hielt sich so weit rechts wie möglich, umfasste mit den Händen starr das Lenkrad, hielt es wie ein Goldsieb, an dem man, bevor man es kräftig durchschüttelt, den festen Halt prüft. Als die großen Fahrzeuge hinter ihr waren, fühlte sie sich erleichtert. Sie streifte eine Handfläche am Rock ab; es hatte sich ein dünner Schweißfilm gebildet, der das Lenkrad verklebte. Nach der Tankstelle bog sie links ab; die aufgelassene Bibliothek lag vor ihr. Jedes Mal, wenn sie diese vor sich sah, betrachtete sie

die massiven Steintreppen, deren unterste Stufe zu hoch war; sie schien in der Luft zu hängen und das ganze Haus mit sich emporheben zu wollen; wenn die unterste Stufe nicht dermaßen aus dem Boden gelugt hätte, würde das Haus einen selbstbewussten Eindruck hinterlassen haben; so jedoch schien es abzuheben, wie in dem Wunsch, sich möglichst schnell aus seinem Fundament loszumachen. Es war ein eigenartiges Haus; ganz abgesehen davon, dass es gelb und aus Stein war, hatte der verriegelte Eingang die Form eines südländischen Rundbogens, der dem Ganzen etwas Unstetes und Fremdes verlieh; es stand einsam und ungebraucht in dieser Ecke an der am meisten befahrenen Kreuzung des Dorfes und wurde doch keines Blickes gewürdigt; außer vielleicht von einigen aus der Richtung des Sportplatzes Kommenden, die wegen eines Stoppschildes halten mussten. Die Frau mochte das Haus nicht; sie sah meistens, aus Gewohnheit und weil ihr Blick ganz von selbst dieses Stück des Gebäudes suchte, nur den unteren Teil der Treppen an; dann blickte sie schon zur Seite, senkte den Blick und betäubte ihre Gedanken mit anderen. Der Anblick der Stufen verstimmte sie immer.

Nach der Kreuzung musste sie nur noch einmal wenden und schon stand sie auf dem Parkplatz. Viele Plätze waren um diese Uhrzeit noch unbesetzt. Der Parteienverkehr hatte noch nicht begonnen; nichtsdestotrotz beeilte sich die Frau. Sie versicherte sich, indem sie zweimal kräftig an der Tür rüttelte, dass der Wagen verschlossen war, dann schritt sie rasch in Richtung der Glastür des flachen Hauses; als sie ihre Spiegelung gewährte, blickte sie zu Boden. Sie mochte es nicht, sich in voller Größe gespiegelt zu sehen; die Tür schien ihr etwas sehr Aufdringliches an sich zu haben, fast so, als hätte ihr

der Anblick ihrer ganzen Statur die Lust auf Arbeit, die sie ohnehin jeden Tag neu gewinnen musste, mit einem Schlage verleidet. Was nicht sein musste, sagte sie sich, das musste nicht sein. Sie habe schließlich ihrer Arbeit nachzugehen und darum das gute Recht, sich gewisse Unannehmlichkeiten vom Leibe zu halten. Das Leben, spürte sie, war voll von Ablenkungen. Ihrer Mutter musste sie hierin Recht geben; diese hatte dem Kind vielerlei eingeschärft, darunter auch die Tugend immerwährender Arbeitsamkeit; man solle sich, sagte die Mutter, die Lasten nicht abnehmen lassen, solange man sie selber tragen könne; viele falsche Leute lauern einem auf, man schließt vielleicht die eine oder andere Freundschaft, um dann aber zu erfahren, dass man nur betrogen wurde. Sei es da nicht besser, sich der Freundschaft ganz zu enthalten? Wer helfe denn einem am Ende des Lebens? Man müsse, sagte die Mutter immer, die Dinge am Ende ja doch alleine durchkämpfen, so wie sie selbst es getan hatte. Ja, sie habe natürlich die eine oder andere gute Freundschaft gehabt, aber letztlich ... Die Frau dachte immer wieder an das, was die Mutter gesagt hatte. Und wenn sie es sich aufrichtig überlegte, wollte sie da behaupten, die Mutter habe nicht die Wahrheit gesprochen? Alleine, hatte sie einmal gesagt, als ihr ein Herr die Hand um Hilfe reichen wollte, sei sie auf die Welt gekommen, alleine habe sie die beiden Kinder ernährt; und das bisschen Anstrengung werde sie auch noch alleine bewältigen. Es schwang in dieser Replik der Mutter, an welche die Frau oft denken musste, nichts Bittereres mit; vielmehr ein wenig Verachtung für diesen so geselligen Mann, der ihr zur Hilfe eilen wollte. Was maßte er sich auch an? Hatte er denn nicht gesehen, dass sie eine rüstige Frau war, eine Frau, die trotz des Alters ihr Haar penibel aufgesteckt trug und – im

Gegensatz zu einigen Männern, die es mit der Bekleidung nicht allzu genau nahmen – stets in sauberer und dem Anlass entsprechender Gewandung, im wahrsten Sinne des Wortes, dachte die Frau, einherschritt? Das musste man doch sehen, wenn man nicht ganz dumm und blind war, sagte sie sich. Die Mutter hatte schon Recht; wenn sie, die Frau, es zuweilen nicht immer glauben konnte, so wie man ein Geheimnis glaubt, also unausgesprochen und ohne den Wunsch, es allen kundzutun (Auserwählten vielleicht, ja, wenn es die denn gab), so belehrte die Mutter sie doch eines anderen und Besseren. Man durfte sich nicht ablenken lassen, wenn man etwas erreichen wollte. Wo führe das denn auch hin? Hätte denn unser Volk es nach dem Kriege so weit gebracht, fragte die alte Frau, wenn wir Frauen uns angelehnt hätten? Du weißt ja gar nicht, Kind, wie das war, sagte die Mutter oft und rüstig, wie sie war, richtete sie dabei, wenn sie bei der Frau zu Besuch war, selbst das Essen her. Dann durfte die Frau wieder die Tochter sein; sie durfte vor dem gedeckten Tisch sitzen und darauf warten, dass das Essen serviert würde. Die Mutter war eine rüstige Frau, eine Frau dieses Landes, sah sie dann und aß eifrig und üppig, sie, die sonst kaum Appetit hatte; was sie auch in der Glastüre sehen konnte. Sie hatte schon ihre Gründe, zu Boden zu blicken.

Die dicke Frau hinter dem Informationsschalter, die mit einem Zementmischer aus dem Nachbardorf verheiratet war, saß schon bei der Arbeit. Die Frau nickte, verbeugte sich fast, während die Gattin des Zementmischers lächelte, sehr breit und weit und einen Guten Morgen aussprach, ohne dass man hören konnte, was sie lispelte. Ein Kopiergerät am anderen Ende des Korridors war schon in Betrieb genommen. Der Mann, der fortwährend Papiere einlegte, war ein kleiner, athletisch gebauter,

braun gebrannter Herr, der, als er die Frau eintreten sah, zwei Finger an die Stirn legte, um soldatisch zu grüßen, ebenso geräuschlos wie die Dicke. Die Frau schreckte immer wieder zurück beim Anblick des athletischen Herrn. Er hatte etwas sehr Vulgäres an sich. Man erzählte sich gewisse Geschichten über ihn. Die Frauen der Kanzleien schienen schon seit Jahren etwas zu wissen oder zu ahnen, man munkelte. Die Frau wusste nichts, sie spürte nur, dass sie sich von ihm fernhalten musste. Er, ja, er hätte einer dieser Männer sein können, die ihrer Mutter den Arm zum Aufstützen geboten hätten, ohne sich eines dabei aufschießenden unziemlichen Gedankens zu schämen; einer jener Herren, die abends vor den Badestuben saßen und – nach aller tagesüblichen Ernsthaftigkeit, die sie nach dem Schweißbad wie ein Kostüm abgelegt hatten – mit ihren Bierdosen in den Händen über Dinge lachten, die die Frau sich gar nicht erst anfangen wollte, in kräftigeren Farben auszumalen. Er setzte, wenn er grüßte, immer ein zweideutiges Grinsen auf, von dem sie nie wusste – teils, weil sie nie gelernt hatte, hier zu unterscheiden, teils, weil sie auch eine ungewisse Angst beschlich, sich selber zu nähern, wüsste sie, wie man unterscheiden musste –, ob es »so oder so«, wie ihre Mutter sagte, zu verstehen war. Es war einnehmend, keine Frage; aber wie einnehmend oft! Gerade das erschreckte sie unsäglich. Man musste vorsichtig sein. Man konnte sich durchaus Freunde halten, wie die Mutter sagte. Und waren ihre Arbeitskollegen denn keine Freunde? Sie würden, wenn sie hier auf der Stelle einen Blutsturz erlitt und röchelnd zu Boden taumelte, sofort zur Hilfe eilen, keine Frage. Sie konnte sich also in Sicherheit wiegen. Es waren gute Leute. Es waren arbeitsame Leute; es waren Leute, sagte sie sich in letzter Zeit immer öfter, denen

man in der Arbeit vertrauen könne. Allein was, wenn die Arbeit zu Ende ging? Beide, die Dicke und der Athletische, waren verheiratet. Sie gingen ihres Weges, heim zu ihren Frauen oder Männern und den Kindern. Es waren Leute also, die, wie ihre Mutter sagte, »ihr eigenes Leben führen«, ganz so, wie es in diesem Land immer schon gewesen war, ganz so, wie es auch damals hatte sein müssen, sagte die Mutter, um den technischen und gesellschaftlichen Fortschritt voranzutreiben. Man durfte keine Zeit vergeuden. Die Frau wusste das. Sollte sie also den athletischen Mann nicht schätzen? Sie konnte denken, was sie wollte: Er war ihr zuwider. Seine Frau mochte sie besser leiden. Es war eine kleine, schlanke, rotblonde Person, die sie einmal gesehen hatte, einmal nur, als sie dem Ehepaar bei einem Abendspaziergang begegnet war. Sie war sicherlich eine gute Ehefrau; zweifelsohne, dachte sich die Frau, und sie war schön. Die Mutter hatte ihr einmal gesagt: »Dein Vater ist darauf reingefallen. Er dachte, ich würde hässlich. Dann hat er sich die Russin geangelt; die hat ihn dann aber sitzen lassen. Und? Ich habe ihn nicht wiederkommen lassen. Er hat um Verzeihung gebeten, ja, gebettelt. Nein, merk dir das, Kind, man muss eben sein eigenes Leben führen; so geht das nicht ...« Die Frau wusste nicht, ob dies etwas Gutes war: die Schönheit einer Ehefrau; der Mann war aber auch nicht schlecht; er war gut gebaut und die beiden gaben ein ansehnliches Paar ab. Sie hatte leider die Kinder noch nicht gesehen. Es waren dies angeblich ein Sohn und eine Tochter. Der Sohn, hatte sie gehört, war ein Schwimmer, und die Tochter, die spielte Klavier. Beide waren sicherlich, keine Frage, schöne Menschen und, wenn es denn sein sollte, auch gute Menschen. Aber dass der Athletische eine so schöne Ehefrau hatte ... Sie dachte immer wieder, es gehe

bei ihnen nicht mit rechten Dingen zu. Aber warum dachte sie das? Was veranlasste sie dazu? Das fragte sie sich stets nur verhalten. Vor diesem Gedanken blickte sie immer zu Boden; sie hatte schon ihre Gründe, das wusste sie; zum Glück würde heute Abend die Mutter kommen. Die Mutter hatte immer eine Erklärung für solche Dinge. Das verstand sie. Sie war ja auch eine schöne Frau gewesen, eine rothaarige, hochgewachsene Frau, die immer den Eindruck erweckte, sie wüsste sich gut zu beschäftigen; wenn es auch nur die Gedanken waren, mit denen sie sich beschäftigte. Die Mutter las der Tochter, wie sie selbst sagte, die Gedanken von den Augen ab. Es musste nicht viel geredet werden, um einer scheinbar unmöglichen Sache ihre Möglichkeit zu entlocken; aber auch umgekehrt.

Die Frau betrat ihr Büro, auf dessen großem Schreibtisch noch einige lose Zettel vom Vortag verstreut lagen. Unschlüssig stand sie in der Mitte des kleinen, kahlen Raumes; auf einem Sessel lag ein Einkaufssack aus Plastik, auf dessen zerknitterter Vorderseite man das mit einem Stöckelschuh bekleidete lange Bein eines Models sehen konnte; die Tragelassen waren abgerissen. Ein Ordner lag geöffnet in einem Regal. Die Frau zog die Jalousien hoch. Man blickte auf die Straße, neben welcher der Sportplatz lag. Es fuhr ein Traktor vorbei, dann regte sich lange Zeit nichts. Sie setzte sich in den Drehstuhl und begann mit der Arbeit.

III

Die Tür war wie immer verschlossen und die Frau oblag, nachdem sie lange Zeit über der Schlichtung der Akten und Ordner verbracht hatte, dem Erstellen auf den ersten Blick